

Drei Uraufführungen in der Semperoper

Dresden. Die Semperoper Dresden will ihrem früheren Ruf als Wiege neuer Stücke wieder gerecht werden. Für die kommende Spielzeit kündigten Intendant Peter Theiler und Ballettchef Aaron Watkin am Mittwoch drei Uraufführungen an. Der Komponist Manfred Trojahn schreibt für Verdis „Don Carlo“ einen Prolog. Torsten Rasch verarbeitet in „Die andere Frau“ einen Stoff aus dem Alten Testament. Und Richard Strauss liefert mit seinen „Vier letzten Liedern“ die Grundlage für eine neue Choreografie von David Dawson. Strauss (1864-1949) hatte einst neun seiner Opern in Dresden uraufführen lassen.

Staatskapellen-Chefdirigent Christian Thielemann wird „Don Carlo“ (Regie: Vera Nemirova) dirigieren, bei dem die russische Sopranistin Anna Netrebko ihr Rollendebüt als Elisabeth gibt. Eine besondere Produktion dürfte Puccinis „Madama Butterfly“ werden. Sie wird vom Japaner Amon Miyamoto inszeniert, Modeschöpfer Kenzo liefert die Kostüme. Als Kooperationspartner agieren die Tokio Nikkai Opera Foundation und das Königliche Theater Kopenhagen.

Mit dem Maler Gerhard Richter mischt in der neuen Saison noch ein weiterer Star im Programm der Semperoper mit. Er überließ ihr die Motive einiger übermalter Werke für Plakate, mit denen die Premieren angekündigt werden. DPA

Sechs Kandidaten fürs beste Pressefoto

Amsterdam. Die Jury des renommierten Wettbewerbes World Press Photo hat sechs Fotografen für das beste Pressefoto des Jahres nominiert. Die aktuellen Themen sind ein Giftgas-Angriff in Syrien, die Ermordung des saudischen Journalisten Kashoggi sowie der Konflikt um Migranten aus Mexiko in den USA. Ebenfalls eine Chance auf den mit 10 000 Euro dotierten Preis haben Fotos zu Themen aus Nigeria, Südafrika und Kolumbien. Das teilte die Organisation am Mittwoch in Amsterdam mit.

Nominiert sind der syrische Fotograf Mohammed Badra, der Italiener Marco Gualazzini, die Französin Catalina Martin-Chico, der Australier Chris McGrath, der US-Amerikaner John Moore sowie der Südafrikaner Brent Storton. Insgesamt nominierte die Jury 43 Fotografen aus 25 Ländern für Preise in verschiedenen Kategorien. Davon sind 32 Prozent Frauen, 2018 waren es zwölf Prozent. Mehr als 4700 Fotografen hatten sich nach Angaben der Stiftung mit fast 80 000 Fotos beworben. Die Sieger werden im April bekannt gegeben. Für den neuen Preis für die beste Foto-Story des Jahres wurden drei Fotografen für Bilder zur Katastrophe beim Tschadsee, zur Flüchtlingskrise und zum Krieg im Jemen nominiert. DPA

Mehr als ein Strippenzieher

Film der Woche: Christian Bale glänzt als Dick Cheney in der grandiosen Satire „Vice“ von Adam McKay



Der eine lenkt, der andere tut nur so: Christian Bale als Dick Cheney (links) und Sam Rockwell als George W. Bush in „Vice“.

FOTO: KENNEDY/DPA

VON IRIS HETSCHER

Bremen. Filme, die sich auf reale Lebensläufe stützen, mussten sich von jeher vor allem einen Vorwurf anhören: So ist es ja in Wahrheit gar nicht gewesen! Nun steht dieser Vorwurf zwar stets im Raum, aber einsam und allein. Denn sogenannte Biopics sind fiktionale Werke und keine Dokumentationen, die sich ausschließlich auf Fakten stützen. Auch in der Literatur gibt es diese Dispute, hier muss sich mitunter der Roman dagegen verteidigen, als Biografie bewertet zu werden.

Doch die Reflexe funktionieren. Ob das mit den Herzattacken wirklich so gewesen sei, und ob Dick Cheney tatsächlich beim Zähneputzen über eine mögliche Kandidatur als Vize für George W. Bush mit seiner Frau Lynne gestritten habe, lauteten die Fragen, kaum, dass Adam McKays Film „Vice – der zweite Mann“ in den USA angefangen war. McKay hatte das gehaut und im Vorspann eine freche

Anmerkung platziert: Cheney sei ja als Geheimniskrämer bekannt, aber man habe ausdauernd recherchiert, und „we did our fucking best“ – wir haben uns echt Mühe gegeben.

Dieser Satz bereitet den Boden für einen Film, der modernes Shakespeare-Drama und glänzende Satire ist, mal episch ausholt, mal Kammerspielqualitäten hat. Adam McKay zeichnet das Bild eines erkonservativen Mannes, der von der zweiten Reihe aus nicht nur die Strippen zieht, sondern diese vorher auch selbst aussucht und aufhängt. Christian Bale, der sich für die Hauptrolle im Film „The Machinist“ einst 30 Kilo runter hungerte, hat sich dieses Mal sehr viele Pfunde angegriffen. Er verleiht Cheney die Aura zunehmend gnadenloser Zielstrebigkeit, die schließlich zu der Hybrid für George W. Bush mit seiner Frau Lynne gestritten habe, lauteten die Fragen, kaum, dass Adam McKays Film „Vice – der zweite Mann“ in den USA angefangen war. McKay hatte das gehaut und im Vorspann eine freche

McKays Film setzt 1963 ein, da ist der junge Cheney noch ein notorischer Rauf- und Trun-

kenbold, die Elite-Uni Yale hat ihn deswegen rausgeworfen, und seine Freundin Lynne (Amy Adams) droht, ihn zu verlassen. Sie ist die Schläue und Ehrgeizige, die den mittelmäßig begabten Dick in die Spur bringt, weil Frauen in den 1960ern eine Karriere in der Politik verwehrt war. Lynne bleibt also zu Hause bei den Töchtern Lizzie und Mary, wir schreiben die Ära Nixon.

Dick lernt derweil als Mitarbeiter von Donald Rumsfeld, den Steve Carell als menschlichen Haifisch gibt, dass Politik nichts mit Moral zu tun hat. Und dass es besser ist, sich im Hintergrund zu halten und beizeiten loszuschlagen, statt sich zu stark zu exponieren. Als Stabschef unter Gerald Ford, als einflussreicher Abgeordneter in den 80ern und als Verteidigungsminister unter George Bush senior kultiviert er diese Haltung, bis er sich schließlich aus der Politik zurückzieht. Seine Tochter Mary (Alison Pill) lebt offen lesbisch; das ist mehr als hinderlich für die Ambitionen auf

die Präsidentschaft. Als der naive George W. Bush, den Sam Rockwell als Gecken gibt, ihn drängt, sein Vize zu werden, ergreift Cheney die Chance und installiert sich als eigentlichen Herrn im Weißen Haus.

McKay erzählt diese Geschichte mit hohem Tempo, ungewöhnlichen Kameraeinstellungen (Greig Fraser) und einer frischen Schnitttechnik, die oft andeutet statt auszuzeichnen. Da er die Groteske liebt, streut er Verfremdungseffekte ein: einen Erzähler, dessen Beziehung zu Cheney spät aufgelöst wird, Bilder kämpfender Tiere oder von Raubfischen – Cheney ist passionierter Fliegenfischer. An einer Stelle sprechen Lynne und Dick statt Prosa Verse, als lausche man dem Ehepaar Macbeth.

Auch über einen Abspann mitten im Film sollte man sich nicht wundern; danach geht es erst richtig los. Auch bei dem echten Abspann ist übrigens Vorsicht geboten: Es wartet ein finaler Gag.

BÜCHER IM GESPRÄCH

Der Körper als Schnittstelle

Darriussecqs Zukunftsvision

Viel war in letzter Zeit die Rede von „Digital Detox“, der radikalen Internetentgiftung als neue Wellness-Strategie. Auch die Ich-Erzählerin in „Unser Leben in den Wäldern“, Marie Darriussecqs Vision einer totalüberwachten „Bemutterungsgesellschaft“, will endlich offline gehen. Gar nicht so einfach in der nahen Zukunft: Schließlich steuern die Implantate in ihrem Körper ihren gesamten Alltag – vom Bestellen und Bezahlen von Lebensmitteln bis hin zum Aufschließen ihrer Wohnungstür.

Da hilft nur die Flucht in die Wälder, wo sie sich mit anderen Dissidenten und einer Gruppe befreiter Klone (die in sogenannten „Erholungszentren“ als Ersatzteillager gehalten wurden) zusammenschließt. In diesem unwirtlichen Jetzt verfasst sie, gehetzt, mit Bleistift auf Papier, ihren Bericht. Zu einem Roman im eigentlichen Sinne will der sich zwar nicht zusammenfügen, doch ergeben die Notizen kluge Reflexionen über die Befindlichkeiten unserer Gegenwart. Seien es die unterbezahlten Clickworker aus dem „Machinenraum des Planeten“, die den Robotern das Denken beibringen sollen oder die schmerzliche Mischung aus Sehnsucht und Schuldgefühlen gegenüber den geklonten „Hälften“.

Andere Aspekte des dystopischen Settings dagegen bleiben im Vagen – wie etwa das diffuse „sie“, mit dem die Autorin eher gängige Angstfantasien vor einer der Menschen unterjochenden Roboter-Armee heraufbeschwört, als konstruktiv zur aktuellen Debatte um Künstliche Intelligenz beizutragen. Dass die meisten ihrer Figuren ganz freiwillig ihre „Körper als Schnittstelle“ benutzen, wird schließlich ebenso klar. ANJA KÜMMEL

Marie Darriussecq: Unser Leben in den Wäldern. A. d. Frz. v. Frank Heibert. Seccession, Berlin. 112 Seiten, 18 €.

Im Bewusstsein des Patienten

Neuer Roman von Peter Høeg

Für einen Schriftsteller kann ein früherer Erfolg eine große Chance sein, aber auch eine schwer abzustreifende Bürde. Peter Høeg, Jahrgang 1957, war gerade mal Mitte 30, als ihn der Spannungsroman „Fräulein Smillas Gespür für Schnee“ (1993), von Dichterymp katapultierte. Es folgten: Rekordverkäufe und schwindelerregende Vorschüsse, die Verfilmung des Inuit-Thrillers durch Bille August – und derart viele Vorschusslorbeeren, dass einem um das Seelenheil und die Nachtruhe des dänischen Romanciers angst und bange werden konnte. Als das nachfolgende Prosawerk, die ebenso anrührende wie skurrile Heimkinder-Moritat „Der Plan von der Abschaffung des Dunkels“ (1993), von Kritik und Publikum vergleichsweise mäßig aufgenommen wurde, gab sich Peter Høeg mehr beruhigt denn enttäuscht, weil er fortan in Ruhe und ohne überbordenden Erwartungsdruck seine Arbeit machen konnte.

„Was wird erzählt, was erzählt die Wirklichkeit, dort, wo die letzte Erzählung aufhört?“ Dieser Schlusssatz von „Durch deine Augen“, seinem jüngsten Roman, schließt an poetologische Erwägungen Høegs an, an sein Faible für Grenzwissenschaften, an seine Vorliebe für starke Frauenfiguren: Während es in „Der Susan-Effekt“ (2015) eine Physikerin ist, deren Aura jedem Gesprächspartner Aufrichtigkeit abverlangt, ist in „Durch deine Augen“ die Therapeutin Lisa mit einer Sonderbegabung gesegnet. Sie taucht ins Bewusstsein von Patienten ein, indem sie deren Seelenleben als Hologramm abbildet. Eine Gabe, die Spannung und Schauer garantiert. Ein bizarres Lesevergnügen sowieso. HENDRIK WERNER

Peter Høeg: Durch deine Augen. A. d. Dän. v. Peter Urban-Halle. Hanser, München. 336 Seiten, 24 €. Der Übersetzer Peter Urban-Halle liest am 1. März um 19.30 Uhr im Waller Logbuchladen aus Peter Høegs Roman.

Jeder ist ein Anderer

John Lanchesters kluge Dystopie „Die Mauer“

Der Brite Joseph Kavanagh ist jung und weiß nicht so recht, was er im Leben anstellen soll. Das macht vorerst nichts, denn Kavanagh muss zunächst einmal zwei Jahre Dienst auf der „Nationalen Küstenverteidigungsbefestigung“ schieben, offiziell NKVB abgekürzt, genannt: „die Mauer“. Die umgibt Großbritannien seit einigen Jahren, das Bollwerk und die auf ihm stationierten Wachtposten sollen verhindern, dass die „Anderen“ die Insel stürmen. Deren Boote müssen rechtzeitig erkannt, ihre Insassen bekämpft werden. „Anderer“ werden entweder getötet oder als „Dienstlinge“ versklavt.

So beginnt John Lanchesters neuer Roman „Die Mauer“, der schon durch seinen plakativen Titel schnell als eine Art belletristisches Ausrufezeichen gelten könnte. Da schwingen Anklänge an die Pläne von US-Präsident Donald Trump mit, eine Mauer zu Mexiko errich-



Der Brite John Lanchester wurde 1962 in Hamburg geboren. FOTO: MARIJAN MURAT

ten zu lassen, der Brexit rumort, die allgegenwärtigen globalen Fluchtbewegungen sowieso. Der Verlag Klett-Cotta, der die deutsche Ausgabe verlegt, hat sein Übriges getan, das Buch wie eine Art genau berechnete Reaktion des Autors auf Zeitströmungen erscheinen zu lassen. Der deutsche Veröffentlichungstermin wurde vorgezogen, beworben wird „Die Mauer“ als „der Roman zur Stunde“.

Dabei ist Lanchester viel mehr gelungen als das. Nicht umsonst gemahnt der Name seines Helden an Kafkas Joseph K., und auch ansonsten ist Lanchesters Dystopie, die in einem komplett unaufgeregten Tonfall geschrieben ist, eine klug konstruierte Parabel über eine Gesellschaft, die den Kampf gegen den Klimawandel verloren hat. Die Solidarität zwischen den Generationen ist aufgekündigt: Kavanagh hat ein überaus schlechtes Verhältnis zu seinen Eltern, die sich schuldbewusst und daher heimlich nach Surf-Urlaubs und Strandparties zurücksehen – beides ist genauso passé wie irgendeine freundschaftliche Verbindung zwischen einzelnen Staaten. Überhaupt ist das Zusammenleben von Überwachung, Sanktionierung und Kälte geprägt. Schaffen es „Anderer“ über die Mauer ins Land, werden die Wachtposten, die das nicht verhindern konnten, in Booten auf dem Meer ausgesetzt.

Genau das passiert Kavanagh und Hifa, in die er sich verliebt hat. War das Buch bis dato bewusst auf den eintönigen und von ständigem Lauern geprägten Alltag auf der Mauer fokussiert, zieht Lanchester nun das Tempo an. Kavanagh und Hifa sind nun, wie jeder auf dem Meer, „Anderer“, rechtlos, schutzlos, auf blanke Überleben programmiert. Ein wenig „Robinson Crusoe“ schimmert durch das letzte Kapitel des Buches, ein wenig Hoffnung auch. Sehr wenig allerdings. IRIS HETSCHER

John Lanchester: Die Mauer. A. d. Engl. v. Dorothee Merkel. Klett-Cotta, Stuttgart. 320 Seiten, 24 €.

Kochende Passionen

Michaela Debastianis „Frauenherz“

Unter all den bemerkenswerten Miniaturen, die dieses Lesebuch enthält, wärmen am meisten jene das Herz des Lesers, die von lauterer Liebe erzählen. Von großzügigen Gefühlen ohne Berechnung, von hintergedankenfreier Hingabe. Und sei es, dass diese Passion keinem Lebewesen gilt, sondern einem Heißgetränk. Kann Kaffeegenuss nicht ungleich befriedigender und nachhaltiger sein als eine belastete Beziehung?

Das jedenfalls legt die Salzburger Schriftstellerin Michaela Debastiani nahe; in einem zugleich lapidaren und leidenschaftlichen Prosatext, der in Rom angesiedelt ist und der geschickt mit aktuellen und vormaligen Objekten des Begehrens spielt: „Mein Mann, der jetzt wohl in meiner Ex-Wohnung mit seiner Ex-Geliebten einen Espresso kippt, hat es in zehn Jahren nicht geschafft trotz aller bemühten Espressoemaschinen, Milchschaumer, Toppings und Zuckerraffineszenzen, mir den Kaffee so herzurichten, wie ich ihn mag.“

Debastiani, die ihrer Anthologie „Frauenherz“ auch Lyrik und sogar ein Miniaturdrama („Verglühende Liebe“) eingespeist hat, folgt den Fährnissen emotionaler Fixierung bis in vermeintlich randständige Gefilde. Bildmächtig und gewitzt erzählt sie von der Liebe zu Farben, vom Brennen für die Schrift, von der Zuneigung unter Geschwistern, von vergifteten Gefühlen – und von menschlichen Verbindungen, die den Tod überdauern. Vielen Texten merkt man die Erfahrung ihrer Urheberin als Drehbuchautorin wohlthuend an. Denn Debastiani wägt gewissenhaft jedes Wort. Sozusagen als Bonusmaterial fügt sie ihrem Buch eine bedenkenwerte Selbstauskunft an: über das Wunder der Liebe und den Glauben an die Literatur. HENDRIK WERNER

Michaela Debastiani: Frauenherz. Edition Utbild, Gera. 114 Seiten, 17,50 €.